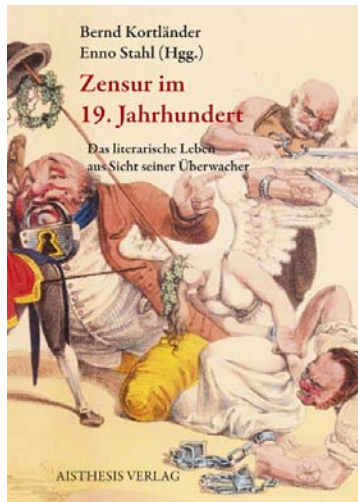


Leseprobe

Bernd Kortländer / Enno Stahl (Hgg.)

Zensur im 19. Jahrhundert

Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2012

Abbildung auf dem Umschlag:

Richard Seel: Der Eintritt der Zensur in Deutschland.

Das Original liegt in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz,
Handschriftenabt. YD 16234 gr.

Eine Veröffentlichung des Heinrich-Heine-Instituts, Düsseldorf.

Herausgegeben von Sabine Brenner-Wilczek.

Die Herausgeber danken dem geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, dem Landesarchiv NRW, dem Staatsarchiv Poznań und dem Archidiözesanarchiv Poznań für die freundliche Genehmigung, Archivalien abzubilden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2012

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-890-6

www.aisthesis.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Bernd Kortländer „Censur muß sein.“ Heine, die Zensur, das Archiv	11
 I FUNKTIONEN DER ZENSUR	
Kaspar Maase Militäreinsatz gegen „Schmutz und Schund“. Zensur und kulturelle Regulierung populärer Lektüre im Ersten Weltkrieg	23
Bodo Plachta „Zahnlücken der Zeit“. Zur Sichtbarkeit von Zensur	45
 II FALLBEISPIELE	
Christian Liedtke Brief und Siegel. Zensurdokumente aus dem Archiv des Heinrich-Heine-Instituts	81
Bernd Füllner Zur Entstehungs- und Zensurgeschichte der sozialistischen Lyrikanthologie „Album. Originalpoesien von George Weerth [...]“ und dem Herausgeber H. Püttmann“	111

III ZENSURBEHÖRDEN UND IHRE KOMMUNIKATIONSPROZESSE

Enno Stahl

- Die Überwachungsorgane in der Rheinprovinz.
Akten aus dem Landesarchiv NRW 129

Bärbel Holtz

- Eine mit „Intelligenz ausgerüstete lebendig wirksame Behörde“.
Preußens zentrale Zensurbehörden im Vormärz 153

IV ZENSUR UND INFRASTRUKTUR: VERLAGE UND BUCHHANDEL

Christine Haug

- „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen
den Verkehr im Innern ...“
Buchhandel und Föderalismus im Vormärz 179

James M. Brophy

- Preußische Zensur und deutsche Verleger im Vormärz.
Der Fall Heinrich Hoff 203

V AUSBLICK ÜBER DIE GRENZEN DER RHEINPROVINZ

Marek Rajch

- Polnisches Schrifttum und die preußische Zensur 1848-1918.
Kriterien, Methoden, Mittel und Techniken 231

Norbert Bachleitner

- Die Zensur der Habsburger.
Zur Datenbank der in Österreich zwischen 1750 und 1848
verbotenen Bücher 255

- Die Autorinnen und Autoren 269

Vorwort

Die Zensur belletristischer Schriften, oder ganz allgemein: die Überwachung des gesamten literarischen Lebens, trat, wenn man einmal absieht von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, nie so massiv auf wie im Preußen des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche Behörden und Verwaltungsstufen waren in die Unterdrückungs- und Steuerungsprozesse verstrickt, jeder Verbotsfall gab Anlass zu zahlreichen Hin- und Rückbriefen, zu An- und Hinweisungen an höhere oder niedrigere Dienststellen. Gerade im zentralistisch regierten Flächenland Preußen gingen die Ordres aus Berlin weite Wege, zunächst zu den Oberpräsidenten der Provinzen, von da an die Regierungspräsidenten, Landräte oder Bürgermeister der einzelnen Orte. Das Ergebnis war eine Behördenkorrespondenz, die sich in Hunderten von Aktenmetern misst.

In der Literatur- und Kulturwissenschaft sind diese Bestände noch nicht oder nur sehr geringfügig aufgearbeitet worden, obwohl sie die Zensurforschung auf ein ganz neues Fundament stellen würden – weg von den Einzelfällen (wichtigen Autoren und deren persönlicher Zensurgeschichte) hin zur Erfassung der institutionellen Mechanismen. Wenig bekannt ist etwa, dass die Gängelung von Literatur und Presse *nach* Wegfall der Zensur noch erheblich forciert wurde und bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts fort-dauerte. Ja, selbst der *Begriff* der Zensur ist keineswegs abschließend definiert; was genau das eigentlich ist, welche Prozesse am Werke waren, ist bislang kaum in ausreichender Detailliertheit erforscht worden.

Das wichtigste Argument dafür, diesem Forschungsgebiet eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, ist aber, dass gerade die ubiquitäre Überwachungstätigkeit der Zensoren und politischen Polizisten im 19. Jahrhundert die präzisesten Informationen über das literarische Leben in allen seinen Spielarten und Ausformungen birgt, seine tatsächlichen Gestaltungsräume bis hin zur historisch-ökonomischen Entwicklung des Marktes. Untersuchungen über Produktion, Distribution, Vermittlung und Rezeption von Literatur könnten sich hier auf einen unermesslichen Datenpool stützen. Damit ließen sich also neue Begründungszusammenhänge für eine *archivarisch* basierte Sozialgeschichte der Literatur finden, beruhend auf „harten Fakten“, die den Vorläuferprojekten dieses literaturwissenschaftlichen Zugriffs in den Siebziger und Achtziger Jahren zumeist fehlten, was auch ein Grund für deren Scheitern war.

Das Problem für einen derartig konzipierten literatursoziologischen Ansatz ist nun jedoch, dass die vorhandenen riesigen Aktenbestände sich über sehr viele Archive und Institutionen verteilen. Für den einzelnen Wissenschaftler bedeutete das ungeheure Vorarbeiten in der Identifikation und Rezeption der zeitgenössischen Quellen, eine Aufgabe, die gerade die Kulturwissenschaft bis heute stets gescheut hat.

Inzwischen stehen aber archivarische Hilfsmittel zur Verfügung, wie z.B. das „Inventar archivalischer Quellen zur Geschichte des deutschen Buchhandels und Verlagswesens im 19. und 20. Jahrhundert“ (Webportal). Auch das Rheinische Literaturarchiv im Heinrich-Heine-Institut hat 2005-2008, gefördert vom Landschaftsverband Rheinland, ein dreibändiges Inventar „Literarisches Leben am Rhein. Quellen zur literarischen Infrastruktur 1830-1945“ erarbeitet, das sich auf die preußische Rheinprovinz konzentriert. Insgesamt 8842 Aktentitel aus deutschen Archiven wurden identifiziert, die dazu geeignet scheinen, Aspekte des literarischen Lebens im Untersuchungszeitraum rekonstruierbar zu machen. Den gewichtigsten Anteil der aufgefundenen Materialien stellen Zeugnisse der preußischen Zensur und Überwachung dar, die über das gesamte 19. Jahrhundert beinahe lückenlos einen detaillierten Einblick in Strukturen, Organisations- und Verbreitungsformen von Literatur ermöglichen.

Auf Basis dieser Vorarbeiten initiierte das Rheinische Literaturarchiv am 22. und 23. Oktober 2009 das Kolloquium „Das literarische Leben des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Zensur“, das der vorliegende Band dokumentiert. Den Beiträgern des Buches – größtenteils identisch mit den Referenten der Tagung – geht es darum, ausgehend von der archivarischen Quellenlage, allgemeine und spezielle Aspekte der Zensur-Thematik zu entwickeln. Sie wollen zeigen, wie die Bestände der Archive literatur- und kulturhistorisch nutzbar gemacht werden können. Gleichzeitig wird aber versucht, die Perspektive zu erweitern, um andere, generelle Begriffskonstituenten in den Blick zu nehmen – etwa Aufbau und Organisation der Zensurinstanzen oder aber die spezifische Funktions- und Operationsweise von Zensur in territorial begrenzten Regionen. Bestimmte Zensurfälle werden ausführlich dokumentiert, warum sie ein Thema für die Observanz der Überwacher wurden, wie die Zensur statuiert wurde, bzw. welche Gegenmaßnahmen möglich waren. Auch wird die provokativ anmutende Frage angerissen, ob Zensur nicht auch ein produktives Element menschlicher Kommunikation sein kann (New Censorship).

Bernd Kortländer zeigt in seinem Einführungstext am Beispiel des viel zensierten Heine exemplarisch auf, welche Bedeutung Zensurfragen für die

Literaturwissenschaft besitzen können. Auch weist er auf die in vielfacher Hinsicht fruchtbaren Erforschungsmöglichkeiten literaturhistorischer Probleme in den Archiven hin.

Im ersten Kapitel des Bandes werden die „Funktionen der Zensur“ überprüft. Kaspar Maase demonstriert, wie noch im Kaiserreich bürgerliche Kreise die Zensur zu instrumentalisieren versuchten, um den aus ihrer Sicht jugendgefährdenden Einfluss von Schund- und Schmutzliteratur zurückzudrängen. Im Vordergrund steht hier das Bemühen, die regulativen Prozesse zu betonen, die mit derartigen Zensurversuchen einhergehen. Indem sie somit sämtlichen gesellschaftlichen Deutungskämpfen analog zu setzen sind, lassen sie sich als elementare Bestandteile des Kommunikationsprozesses selbst beschreiben. Bodo Plachta dagegen hat sein Augenmerk auf die Phänotypie des Zensierens gerichtet – Leerstellen, Schwärzungen und Auslassungszeichen, die zensorischen Eingriffe hinterlassen charakteristische Spuren in den Druckwerken, die sie sich vorgenommen haben. Doch auch die Markzeichen der Zensur unterliegen dem geschichtlichen Wandel.

Im Kapitel „Fallbeispiele“ stellt Christian Liedtke exemplarische Handschriften vor, die uns Einiges über die zensorische Praxis verraten. Bernd Füllner schließlich skizziert die spezifische Zensurgeschichte von Hermann Püttmanns „Album“, jener zu damaligen Zeiten berühmten Anthologie frühsozialistischer Lyrik und Prosa, die unter anderem auch Heines weltbekanntes Gedicht über die „Schlesischen Weber“ beinhaltet.

Das dritte Kapitel widmet sich explizit dem strukturellen Aufbau der Zensurorgane: Während Enno Stahl an archivarischen Beispielen die Behördengänge und Zuständigkeiten in der Rheinprovinz zu rekonstruieren versucht, wirft Bärbel Holtz einen detaillierten Blick auf die Binnenstruktur der zentralen Zensurbehörden, ihre Aporien und Widersprüche.

Im vierten Kapitel geht es um infrastrukturelle Aspekte, genauer gesagt darum, wie die Buch- und Verlagswirtschaft unter der Zensur operierten. Christine Haug führt in ihrem Beitrag aus, wie stark der boomende Buchmarkt schon unter den zahlreichen Zollbestimmungen zu leiden hatte. Selbstverständlich spielte auch die rigide Überwachung des Buchmarktes eine wichtige Rolle für Standort- und Absatzfragen. Vor diesem Hintergrund wurde das wirtschaftliche Interesse der Buchhändler und Verleger ein wesentliches Element im Kampf gegen die Zensur. James M. Brophy dokumentiert in seinem Beitrag das engagierte Wirken des Vormärz-Verlegers Heinrich Hoff, der bislang in der Forschung überhaupt noch nicht wahrgenommen wurde. Hoff legte sich mit den Preußen an, versuchte jedoch auch

immer wieder die weit liberaleren Zensurbestimmungen Süddeutschlands bis an ihre Grenzen zu belasten und auszuloten.

Zuletzt noch ein Blick über die Grenzen der Rheinprovinz: Marek Rajch skizziert in seinem Beitrag, wie die preußischen Zensoren im besetzten Polen wirkten. Gerade polnisches Schriftgut unterlag im gesamten preußischen Herrschaftsbereich einer strengen Kontrolle, stand gewissermaßen per se unter Generalverdacht. Als Letztes stellt Norbert Bachleitner die österreichische Zensur vor und präsentiert ein groß angelegtes Projekt, die Zensur-Datenbank der Universität Wien, in der alle im Habsburgerreich verbotenen Bücher zwischen 1833 und 1848 verzeichnet sind, ein weiterer Schritt in der Bereitstellung von archivarischen Informationen im Open-Source-Verfahren.

Der Band versteht sich als ein erster Versuch, Themen aus dieser Perspektive anzureißen, auch wenn sich hier noch nicht viel mehr als ein Erkenntnisfragment ergibt, könnten weitere Forschungen es zu einem Mosaik ergänzen...

Die Herausgeber

Bernd Kortländer

„Censur muß sein.“

Heine, die Zensur, das Archiv

Wenn es in einer Publikation des Heinrich-Heine-Instituts um Fragen der Zensur geht, so muss vom Verhältnis Heinrich Heines zur Zensur die Rede sein. Denn wie an keinem anderen Werk aus dem Kanon der deutschen Literatur lassen sich an dem Heines zentrale Aspekte des Themas verdeutlichen.¹

Zunächst weil Heine als Autor und als Mensch Opfer der Zensur und damit Opfer massiver staatlicher Gewalt geworden ist, vom Anfang seiner Karriere an bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein. Zur Erinnerung: Die Verfolgung von Heine als Autor begann bereits in den 1820er Jahren bei den ersten Publikationen in Form von Eingriffen der Zensur in einzelne Texte, schlug bald um in das Verbot und die Beschlagnahmung seiner Bücher und kulminierte schließlich bereits im Dezember 1835 mit dem Bundestagerlass gegen das Junge Deutschland im Verbot des Gesamtwerks und aller künftigen Schriften, was einem veritablen Berufsverbot gleichkam.² Wenn es dem Verleger Julius Campe dennoch gelang, Heines Schriften weiter auf den Markt zu bringen, so lag das an den besonderen Verhältnissen im Deutschen Bund mit seiner Zersplitterung staatlicher Zuständigkeit und einer entsprechend unübersichtlichen Behördenstruktur, die dem geschickten und mutigen Verleger immer wieder Schlupflöcher boten. Allerdings war das durchaus keine harmlose Spielerei, und insbesondere die preußischen Behörden ließen nie locker: Campe bezahlte mit gelegentlichen Haftstrafen, finanziellen Einbußen, und im Dezember 1841 wurde der Verkauf der Gesamtproduktion des Verlages Hoffmann und Campe für den preußischen Einflussbereich verboten, eine Maßnahme, die nach dem Hamburger Brand im Juni 1842 in einem Gnadenakt aufgehoben wurde.

Nachdem 1844 die „Neuen Gedichte“ mit den „Zeitgedichten“ und „Deutschland. Ein Wintermärchen“ sowie die „Deutsch-französischen

1 Vgl. bereits die vielen Heine-Bezüge in der Darstellung bei Edda Ziegler: Literarische Zensur in Deutschland 1819-1848, München 1983; vgl. auch Hubert Wolf und Wolfgang Schopf: Die Macht der Zensur. Heinrich Heine auf dem Index, Düsseldorf 1998.

2 Vgl. meine Darstellung in: Heinrich Heine, Stuttgart 2003, S. 278-292.

Jahrbücher“ mit den „Lobgesängen auf König Ludwig“ und im ebenfalls von Karl Marx mit herausgegebenen Pariser „Vorwärts!“ verschiedene Folgen von politischen Gedichten (u.a. „Die schlesischen Weber“) erschienen waren, spitzte sich dann auch die Verfolgung von Heines Person zu: im Juli 1844 stellte Preußen einen Haftbefehl gegen ihn aus und schickte im Februar 1845 einen Steckbrief hinterher, in dem Heine wie ein Schwerverbrecher porträtiert wurde. Dem kranken Dichter wurde trotz Interventionen einflussreicher Freunde die Konsultation eines Berliner Augenarztes verwehrt unter Hinweis auf das Gedicht „Der neue Alexander“ mit seiner Kritik am preußischen Herrscher. Die Gewalt gegen die Texte war jetzt endgültig umgeschlagen in Gewalt gegen die Person Heine.³

Von 1831 bis zu seinem Tode waren alle Bücher Heines mit zwei eher zufälligen Ausnahmen⁴ von der preußischen Zensur verboten worden, Verbote, denen sich viele andere Bundesstaaten jeweils anschlossen. Seit 1844 durfte der Name Heines in Druckwerken aus Preußen nicht mehr genannt werden. Auch die katholische Zensur hatte ihn früh ins Visier genommen und mit einzelnen Schriften auf den vatikanischen Index der verbotenen Bücher gesetzt.⁵ Im Meinungskampf um Heine, der bald nach seinem Tod einsetzte und vom allgegenwärtigen Antisemitismus ebenso wie von Nationalismus und Obrigkeitdenken geprägt war, ging es dann zunächst nicht mehr um Verbote, sondern um die massive Schmähung und Verunglimpfung seines Werks und seiner Person.⁶ Gedruckt wurde Heine damals vielfach: Der ersten rechtmäßigen Gesamtausgabe bei Hoffmann und Campe (1861-1866)

-
- 3 Allerdings war seine Lage immer noch unvergleichlich besser als die der exilierten Autoren im 20. Jahrhundert, die in Deutschland um ihr Leben fürchten mussten und denen ihre Existenzgrundlage gänzlich entzogen war. Versuche, Heine in dieser Hinsicht auf eine Stufe mit Autoren wie Brecht oder die Manns zu stellen, sind unangemessen.
 - 4 Es handelt sich um „Shakespeares Mädchen und Frauen“ und „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“
 - 5 Vgl. Wolf; Schopf (= Anm. 1) und Wolfgang Schopf: Die Revolution in Paris, der Zensor in Rom und die Schere im Kopf: Heinrich Heine auf dem Index und in den vatikanischen Geheimarchiven, in: Beate Müller (Hg.): Zensur im modernen deutschen Kulturraum, Tübingen 2003, S. 67-84.
 - 6 Vgl. die zusammenfassende Darstellung bei Paul Peters: Die Wunde Heine. Zur Geschichte des Heine-Bildes in Deutschland, Bodenheim 1997 und zuletzt die umfangreiche Dokumentation von Dietmar Goltschnigg und Hartmut Steinecke (Hg.): Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutsch-

folgten insbesondere nach dem Freiwerden der Rechte im Jahr 1886 eine Vielzahl von umfangreichen und teils auch reich illustrierten Textausgaben. Erst mit dem Einsetzen der nationalsozialistischen Kulturpolitik in Deutschland kehrte ab Januar 1933 die direkte Zensur mit Verbots- und Unterdrückungspraktiken zurück. Heines Schriften durften nicht mehr gedruckt und verbreitet werden, wenngleich, trotz teilweise absurder Anstrengungen wie dem Überkleben von Heine-Gedichten in Lyrik-Anthologien, eine völlige Auslöschung aus der öffentlichen Wahrnehmung aufgrund der starken früheren Rezeption unmöglich war. Niemand konnte es wagen, Heine-Texte in Schullesebüchern abzudrucken, und schon aus diesem Grund und weil jeder halbwegs gebildete Deutsche wusste, dass die „Loreley“ von Heine stammte, ist die Geschichte vom Abdruck des Gedichts in Lesebüchern unter dem Signum „Dichter unbekannt“ nichts weiter als ein Märchen, das nach 1945 gern erzählt und weitererzählt wurde.⁷ Wer Heine wirklich hätte lesen wollen, fand zwischen 1933 und 1945 Möglichkeiten dazu in privaten Bücherschränken, aber auch in Antiquariaten und sogar Buchhandlungen. Nach 1945 wurde Heine dann wieder gedruckt, in der DDR zunächst häufiger als in der BRD. Es dauerte noch bis in die späten 1960er und die 1970er Jahre, bis er auch in der Bundesrepublik wirklich angekommen war.

Das ist die eine, mehr historische und materielle Seite des Themas „Heine und die Zensur“. In mancher Hinsicht interessanter ist die Frage danach, wie der Autor selbst sich zur Zensur verhalten hat, wie er mit ihr umgegangen ist. Denn Heine hatte schon früh damit begonnen, sich auf seine schriftstellerische Weise mit der Zensur auseinanderzusetzen. Zunächst war das ja auch nicht sonderlich schwierig, als der Zensor seine Eingriffe noch durch Striche für jedermann kenntlich machte. Das Kapitel 12 des „Reisebilds“ „Ideen. Das Buch Le Grand“ macht die Zensoren dafür zu Recht zwischen einer Fülle von Zensurstrichen als „Dummköpfe“ lächerlich. Doch die Zensur wurde raffinierter. Sie verzichtete nicht nur auf das Sichtbarmachen ihrer Eingriffe, sie ging seit den 1830er Jahren dazu über, durch vielfältige Repressionsmaßnahmen – Androhung oder Ausübung von physischer Gewalt in Form von Inhaftierung und Ausweisung, Entzug der Erwerbsgrundlage durch

sprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare, Bd. 1: 1856-1906; Bd. 2: 1907-1956; Bd. 3: 1957-2006. Berlin 2006-11.

7 Vgl. meinen Beitrag: Le poète inconnu de la „Loreley“: le médiateur supprimé, in: romantisme 101 (1998), S. 29-40 und zuletzt die Darstellung in: Goltschnigg; Steinecke (= Anm. 6), Bd. 2.

Berufsverbote und Druck auf Redakteure und Verleger, berufliche Benachteiligung etc. – die Schriftsteller schon vorab in einen Konsens mit der herrschenden Ideologie zu zwingen, auf diese Weise abweichende Schreibweisen überhaupt zu verhindern und ein direktes Eingreifen überflüssig zu machen.⁸ Vorbereitet wurde diese mehr informelle, ‚moderne‘ Art der Zensur durch das mit den Karlsbader Beschlüssen 1819 verabschiedete reaktionäre Pressegesetz und die dort beschlossenen Maßnahmen zur Gängelung und Kontrolle von Universitäten und Intellektuellen. Ihren ersten sichtbaren Gipfel erreichte die Repression mit dem bereits erwähnten Bundestagsbeschluss gegen das Junge Deutschland vom 10. Dezember 1835. Die damals zusammen mit Heine verbotenen Autoren der 30er Jahre Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludolf Wienberg sind Beispiele dafür, wie die Unterdrückung wirkte und wie aus widerspenstigen Oppositionellen angepasste Schriftsteller wurden, die von keiner Zensur mehr etwas zu befürchten hatten. Heinrich Laube z.B. hatten die preußischen Behörden wegen burschenschaftlicher Betätigung und wegen seiner literarischen Arbeiten 1837 zu einer 18monatigen Festungshaft verurteilt, die er, unter vergleichsweise komfortablen Bedingungen, in einem zum Muskauer Schloss gehörenden Gebäude verbüßen konnte. Dennoch zeigte die äußerst harte Maßnahme ihre Wirkung: Schon während der Haftzeit setzte Laube sich von seinen jungdeutschen Mitstreitern ab.⁹ Nach seiner Freilassung wandte er sich ab Ende der 30er Jahre, genau wie gleichzeitig auch Karl Gutzkow, einem weitgehend unpolitischen Theater zu. Zwar kam es auch weiterhin zu gelegentlichen Zusammenstößen mit der Zensur, doch gelang Laube wie Gutzkow mit Beginn der 1840er Jahre die „erfolgreiche Integration als bürgerlicher Kulturträger und gefeierter Bühnenautor.“¹⁰

8 Wolfram Siemann (Normenwandel auf dem Weg zur „modernen“ Zensur, in: John McCarthy; Werner von der Ohe (Hg.): Zensur und Kultur. Tübingen 1995, S. 65) spricht in diesem Zusammenhang von der Durchsetzung des „hegemonialen Normenhorizonts“. – Vgl. zum gegenwärtigen Stand der Zensurforschung den Bericht von Beate Müller: Zensurforschung: Paradigmen, Konzepte, Theorien, in: Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch, hg. Ursula Rautenberg, Bd. 1: Theorie und Forschung, Berlin/New York 2010, S. 321-360.

9 Vgl. dazu meinen Beitrag: Heinrich Laube in Muskau 1837-1839, Frankfurt/O. 2004 (= Frankfurter Buntbücher 36).

10 Joachim Grimm: Karl Gutzkows Arrivierungsstrategie unter den Bedingungen der Zensur (1830-1847), Frankfurt/M. 2010, S. – Die Arbeit rekonstruiert

Heines Situation war nach der Umsiedlung nach Paris im Mai 1831 von denen seiner Kollegen in Deutschland zumindest in der Hinsicht unterschieden, dass ihn das französische Exil vor körperlicher Beeinträchtigung schützte. Versuche der preußischen Behörden, seine Ausweisung zu erreichen, scheiterten. Andererseits litt er selbstverständlich genau wie die Autoren in Deutschland unter den Zumutungen und dem Druck der Zensur, den sein Verleger Campe an ihn weitergab. Und dies umso mehr, als er in Frankreich eine ganz andere, deutlich liberalere Praxis kennengelernt hatte. Heine führte die Auseinandersetzung mit Campe über Zensurfragen teilweise auch öffentlich in Texten, die Klaus Briegleb in seiner Heine-Ausgabe als eigenen Werkkomplex zusammengefasst und mit „Schriftstellernöthen“ überschrieben hat.¹¹ Seine Vorwürfe gegen Campe und dessen Helfer sind zu einem gewissen Teil ungerecht, weil sie die rechtlichen und ökonomischen Zwänge, unter denen ein Verleger im vormärzlichen Deutschland agierte, nicht wahrhaben wollen. Insbesondere auf der ökonomischen Ebene lag ein wirksamer Hebel für die Behörden, um ihre Interessen gegen Autoren und Verleger durchzusetzen. Für Campe stand jedes Mal eine Menge Geld auf dem Spiel, und er legte tatsächlich manches gegen Heines ausdrücklichen Wunsch vorsichtshalber der Vorzensur vor, was die nachträglichen Verbote in einem erträglicheren Rahmen hielt.

Bereits in den Schriften der 30er Jahre begann Heine aber auch, sich ästhetisch auf die Zumutungen einer ‚modernen‘, nicht mehr nur offen mit Texteingriffen und Verboten, sondern vor allem auch verdeckt und aus dem Hintergrund agierenden Zensur einzustellen. Er passte seine literarische Strategie an die indirekte Vorgehensweise der Zensur an. Sein Kokettieren mit dem Schreiben unter Zensurbedingungen wird oft zitiert („...ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Censur!“; soll Heine nach Einführung der Pressefreiheit im März 1848 ausgerufen haben¹²). Auch seine Technik des „Ideenschmuggels“¹³ ist häufig beschrieben worden. Texte

beispielhaft, wie Gutzkow die Zensur auch benutzte, um ‚berüchtigt‘ zu werden und sich so einen Namen zu machen; vgl. auch das hilfreiche Literaturverzeichnis zur Zensurforschung bei Grimm.

- 11 Heinrich Heine. *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb, 6 Bde., München 1968-76, hier Bd. 5, S. 7-121.
- 12 Michael Werner (Hg.): *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen*, 2 Bde., Hamburg 1973, Bd. 2, S. 108.
- 13 Der Begriff stammt von Karl Gutzkow und wird 1832 in „Briefe eines Narren an eine Närrin“ erstmals verwendet.

wie das enigmatische Novellenfragment „Florentinische Nächte“ laden zum Dechiffrieren versteckter Botschaften geradezu ein.¹⁴ Jutta Nickel hat zuletzt am Beispiel der „Börne“-Denkschrift die anspruchsvolle These zu belegen versucht, Heine habe hier die ‚moderne‘, verdeckte Art der Zensur dadurch demaskiert, dass er ihre deformierende Wirkung an einem der liberalen Ideologie zugerechneten, ‚schwierigen‘ Beispiel, dem Autor Ludwig Börne und seiner Antithese von Talent und Charakter herausarbeitet. Er tue das vor allem, indem er die Deformation durch die herrschenden „nationalkonfessionellen Entstellungen der alt- und jungdeutschen Sittlichkeitsdoktrin“ in Börnes Schreibansatz nachweise und das eigene Schreiben zugleich als Gegenentwurf konzipiere.¹⁵ Heine hat mehrfach betont, dass ihm durchaus bewusst war, dass man ihn nicht zuerst wegen der Inhalte seiner Schriften, sondern vor allem wegen seines Stils verfolgte: „Nicht der gefährlichen Ideen wegen welche ‚das junge Deutschland‘ zu Markte brachte, sondern der populären Form wegen worin jene Ideen gekleidet waren hat man das berühmte Anathema dekretirt über die böse Brut und namentlich über ihren Rädelsführer, den Meister der Sprache, in welchem man nicht eigentlich den Denker sondern nur den Stylisten verfolgte. Nein, ich gestehe bescheidenlich, mein Verbrechen war nicht der Gedanke, sondern die Schreibart, der Styl.“¹⁶

Neben der Strategie des verdeckten Schreibens, des „Ideenschmuggels“ an der Zensur vorbei, hat Heine aber weiterhin auch das offene Wort und damit die direkte Auseinandersetzung mit der Zensur nicht gescheut. Im Gegenteil: Die „Angst vor dem eigenen Wort“ war ihm „Censur von der schlimmsten Art“¹⁷, und er notiert: „Der Hund dem man einen Maulkorb anlegte, bellt mit dem Hintern – Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, perfidie des Ausdrucks –“¹⁸ Einen Maulkorb ließ Heine sich auf Dauer nicht anlegen. Die „Lobgesänge auf König Ludwig“ etwa charakterisiert er dem

14 Vgl. dazu Manfred Windfuhr: Florentinische Nächte: Zensur und Selbstzensur nach dem Bundestagsbeschuß, in: ders.: Rätsel Heine. Autorprofil – Werk – Wirkung. Heidelberg 1997, S. 303-327.

15 Jutta Nickel: Die Grammatik der guten Sitten. Zensur als stilbildendes Element in „Ludwig Börne. Eine Denkschrift“, in: Müller 2003 (= Anm. 4), S. 47-65, hier S. 65.

16 Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. (= DHA), 16 Bde., Hamburg 1973-1997, hier Bd. 9, S. 294: Entwurf zu „Die Götter im Exil“.

17 DHA Bd. 6, S. 358: Préface de la dernière édition des Reisebilder.

18 DHA Bd. 10, S. 322.